

Zeitschrift: Rote Revue : sozialistische Monatsschrift
Herausgeber: Sozialdemokratische Partei der Schweiz
Band: 29 (1950)
Heft: 12

Artikel: Wirtschaftliche Unsicherheit und die menschliche Psyche
Autor: Lauterbach, Albert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-336510>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Anders wird die Frage der noch immer nicht aufgesogenen arbeitslosen Einkommen behandelt⁷. Völlige Gleichheit der Einkommen ist nicht das Ziel der Labourpolitik: «um einen Ansporn zu erhöhter Produktion zu schaffen, müssen vernünftige Belohnungen für Initiative, Unternehmungsgeist und Anstrengungen ausgesetzt werden.» Das Programm begründet es mit den Forderungen der Gerechtigkeit und der Fairneß, «daß jeder Steuern im Einklang mit seiner Zahlungsfähigkeit entrichtet». Aber nicht weniger wichtig erscheint uns die weitere Erwägung, daß die Aufrichtung einer sozialistischen Gesellschaftsordnung auf demokratischem Wege nur möglich ist, wenn — dazu genügt die formelle Brechung des Bildungsmonopols der Besitzenden nicht — als Folge der Umschichtung in den Besitzverhältnissen aus den Reihen der Arbeiterklasse das Heer der Administratoren, Juristen, Techniker und Nationalökonomien erstet, dessen die Welt von morgen bedarf.

Gegen eine noch weitere Belastung der höheren Arbeitseinkommen durch die Einkommensteuer spricht der Umstand, daß dadurch kaum mehr viel für die übrigen Bevölkerungsschichten gewonnen werden könnte; die Konfiskation aller noch «freien» Einkommen über der Grenze von 2000 Pfund hätte nahezu gar keine Auswirkung auf die Lebenshaltung der anderen Gruppen der Bevölkerung.

ALBERT LAUTERBACH

Wirtschaftliche Unsicherheit und die menschliche Psyche

Was ist mit der Menschheit los? Warum besteht sie darauf, den unerhörten Fortschritt der Wissenschaft und Technik periodisch zum Massenmord und zur Massenarbeitslosigkeit zu mißbrauchen? Können wir eine Änderung in diesem erstaunlichen Verhalten des Menschen erwarten, oder ist er von Natur aus hoffnungslos fehlgeraten?

Hunderte von Gelehrten und Millionen von Durchschnittsmenschen sind heute in einer großen Suche nach einer Antwort auf diese Fragen begriffen.

⁷ Darüber sagt das Programm folgendes: «Große arbeitslose Einkommen können nicht gerechtfertigt werden. Große Erbschaften sind besonders unfair. Diejenigen, die in ihrem Genuß sind, können es sich erlauben, auf dem Rücken der Gemeinschaft zu leben, ohne ihr eine Gegenleistung zu bieten: eine große Erbschaft enthebt sie ihrer Pflichten gegenüber der Gesellschaft. Für das Vererben großen Reichtums gibt es keine moralische Rechtfertigung. Hohe Erbgebühren auf große Vermögen sind nach jeder Richtung moralisch gerechtfertigt.

Die Tatsache, daß die Psychologie zu einer Art Mode geworden ist, besonders in Nordamerika, hat tiefe Wurzeln in dieser Besorgnis über die Menschheit und ihr Allgemeinwesen. Und doch befinden sich die Wahrheitssucher oft am falschen Ort. Sie verlegen sich darauf, nach inneren Mängeln in der isolierten Einzelseele zu suchen und vernachlässigen die besondere soziale Umwelt, in der jede Einzelseele operiert. Manchmal ist diese Beschränkung auf Unkenntnis gesellschaftlicher Probleme zurückzuführen; manchmal jedoch stellt sie einen bewußten oder unbewußten Versuch dar, einer sozialen Einsicht zu entrinnen, die für die Interessen der betreffenden Person oder Gruppe unbequeme Ergebnisse zeitigen könnte.

Vom Durchschnittsmenschen — ob er nun aus den «höheren» oder den «niedrigeren» Schichten kommt — erwarten es in der Regel seine Familie, seine Lehrer, seine Seelsorger, seine Vorgesetzten, seine Nachbarn, daß er ohne viel Zweifel die herrschenden Ideen der Gesellschaft annehme, in die er hineingeboren wurde — Ideen, die in den meisten Geschichtsperioden mit denjenigen der jeweils herrschenden Schichten identisch gewesen sind. Ein Einzelmensch, der diese Ideen ablehnt, setzt sich der Gefahr aus, als «abnormal» betrachtet zu werden.

Falls er überdies einer Unterschicht der Gesellschaft angehört, kann die herrschende Wertungsskala die angebliche Minderwertigkeit dieser Schicht zu einer einflußreichen Quelle individueller Minderwertigkeitsgefühle machen; Presse, Radio, Film verbreiten oft den Glauben, daß die Wertungen, Standards und Lebensgewohnheiten der Oberschichten, einschließlich ihrer Familienaffären und -skandale, die wichtigsten Angelegenheiten in dieser Welt seien.

Menschliche Natur und gesellschaftlicher Wandel

Inwieweit ist jedoch das Funktionieren der menschlichen Psyche geschichtlichen Wandlungen unterworfen? Können wir hoffen, sie durch Sozialerziehung bewußt zu ändern? Haben Biologie, Anthropologie, Psychologie einen schlüssigen Nachweis universeller Züge der menschlichen Psyche erbracht — Züge, die gleichermaßen auf den Kopfjäger auf Neuguinea und den Bankier in Wall Street, auf den Yogi und den Kommissär, auf den babylonischen Sklaven vor 5000 Jahren und den Psychoanalytiker um die Mitte des 20. Jahrhunderts anwendbar wären? Man kann sehr wohl begreifen, daß gewisse Grundtriebe, wie Hunger und Geschlecht, dauernd in der Natur des Menschen verankert sind, und kann doch auch beobachten, wie die konkrete Bekundung dieser zeitlosen Triebe fortwährend wechselt.

Tatsächlich prägt jede geschichtliche Gesellschaft ihren eigenen Begriff von «antisozial» mit den dazugehörigen Straf- und Unterdrückungsmechanismen. Im großen und ganzen geschieht dies unbewußt; die Gesellschaft (oder ihre führende Schicht) glaubt jeweils subjektiv an den allgemein-nützlichen Charakter ihrer Tabus. Analog unterdrücken oft Oberschichten ihre Angst vor sozialem Wandel, indem sie die praktische Möglichkeit eines solchen Wandels ableugnen. Sie verschließen sich gegen jeden Versuch, ihnen diese Unterdrückung bewußt zu machen und setzen «gefährliches Denken» auf sozialem Gebiete — das heißt die Diskussion eventueller Reformen — mit moralischer oder persönlicher Minderwertigkeit gleich. Solche Vorschriften und Tabus sind natürlich in autoritären Gesellschaften weit starrer und unachgiebiger als in den relativ freien Gesellschaften des Westens in unserer Zeit, aber in irgendwelchem Maße sind sie stets vorhanden.

Und doch scheint es, daß auch die Oberschichten, wenigstens in unserer Zeit, vor Gefahren für ihr seelisches Gleichgewicht keineswegs gefeit sind. Soweit Häufigkeitsdaten für Neurosen vorliegen, scheinen sie zu bedeuten, daß solche Persönlichkeitsstörungen unter den Reichen nicht weniger oft vorkommen als unter den Armen. Es scheint, daß zwar Menschen aus den Unterschichten häufiger der Gelegenheiten zur Erfüllung ihrer Persönlichkeiten beraubt sind, daß aber andererseits Menschen aus den Oberschichten mehr vom Leben erwarten und daher leichter Enttäuschungen (verglichen mit ihren eigenen hohen Erwartungen) ausgesetzt sind.

Sorgen der Oberschichten

Offenbar ist es der *allgemeine* Mangel an Stabilität und Einordnung in der Gesellschaft, der den Einzelmenschen aus den Oberschichten nicht minder betrifft wie denjenigen von «unten», bloß anders. In andern Worten: in einer von allgemeiner Unsicherheit geplagten Gesellschaft gibt es im Grunde für fast niemand ein wirkliches persönliches Gleichgewicht, auch nicht für diejenigen Schichten, die angeblich glücklich und sorgenfrei sind. Die Tatsache, daß auch die Oberschichten Enttäuschungen ausgesetzt sind, wird manchen naiven Radikalen überraschen. Anatole France spricht in seinem Roman «Die rote Lilie» von der «majestätischen Gleichheit des Gesetzes, das es gleichermaßen dem Reichen und dem Armen verbietet, unter Brücken zu schlafen, in den Straßen zu betteln und Brot zu stehlen». In Wirklichkeit ist es ein eindrucksvolles Argument gegen eine Gesellschaftsordnung, wenn sie nicht einmal ihre Nutznießer ruhig schlafen läßt.

In einer Gesellschaft voll von materieller Unsicherheit, inneren Konflikten und weitverbreitetem Elend fühlen sich offenbar die führenden Schichten zumindest unbewußt für diese Mängel verantwortlich — selbst wenn sie diese Verantwortung nach außen hin entweder auf die Unterschichten oder auf irgendwelche Sündenböcke abzuwälzen suchen und zugleich für sich den Ruhm für alle positiven Seiten des Gesellschaftslebens in Anspruch nehmen. Möglicherweise sind die Oberschichten von einem kollektiven Schuldkomplex geplagt, zunächst gegenüber den Moralvorschriften der Religion und der frühen Verkünder ihrer eigenen Gesellschaftsordnung und dann auch gegenüber den Unterschichten.

Zugleich entwickelt die «Unterschicht» in einer industriellen Gesellschaft oft Solidaritätsgefühle, die sich in der Arbeiterbewegung ausdrücken. In manchen Ländern (auch kapitalistischen) sind heute viele Menschen stolz darauf, ein «Proletarier» zu sein, oder beschämt, ein «Kapitalist» zu sein. Die häufige Flucht von Söhnen und Töchtern der Oberschichten in die Reihen der Arbeiterbewegung bezeugt diese psychische Unrast.

Nun soll freilich nicht etwa angenommen werden, daß wirtschaftlich-soziale Unsicherheit in einem direkten und unmittelbaren Verhältnis zur persönlichen Unsicherheit stehe. Besonders gilt dies von Konjunkturschwankungen. Die moderne Psychologie hat uns gelehrt, bei seelischen Gleichgewichtsstörungen eines Menschen vor allem nach seinen einstigen Kindheitserlebnissen zu forschen. Es mag also dem Betreffenden schon vor Jahrzehnten eine seelische Erschütterung widerfahren sein, als Papa während einer Krise in Konkurs ging und aufhörte, das Rückgrat der Familie zu sein; als die älteren Geschwister von Arbeitslosigkeit befallen wurden und zu Hause blieben; als die Eltern vielleicht an Zwangsvorstellungen von Verarmung litten; als mit dem Verlust an Einkommen und Vermögen auch ihre Geltung und Selbstachtung in der herrschenden Wertungsskala reduziert wurden.

Vielleicht werden die Kinder der Krisenopfer von 1930 den Psychiatern im Jahre 1960 oder 1970 die Türen einrennen. Möglicherweise gleichen die sozial-ökonomischen Ursachen nervöser Störungen (soweit diese massenweise vorkommen) in ihren Wirkungen einer Höllenmaschine mit Uhrwerk.

Gewinnantrieb und Unsicherheit

Die alten Plattheiten über einen «natürlichen» Gewinntrieb des Menschen, der sich auf die Dauer nicht unterdrücken lasse, sind längst von den Forschungen der Kulturanthropologie zertrümmert worden, soweit es sich

um wissenschaftliche Diskussionen handelt. Der Sammelband «Cooperation and Competition in Primitive Societies», den Margaret Mead im Jahre 1937 herausgab, zeigte eine fesselnde Vielfalt nationaler Charaktereigenschaften und Verhaltenstypen. Inzwischen haben weitere Forschungen von Ralph Linton, Abram Kardiner und Clyde Kluckhohn zu diesem Eindruck sehr beigetragen.

Nunmehr aber entdeckt man immer mehr, daß auch der erfolgreiche Geschäftsmann in einer profitorientierten Wirtschaft keineswegs der uhrwerksgleiche, stahlharte Profitautomat ist, für den ihn viele seiner Zeitgenossen gehalten haben (in der Wirtschaftstheorie wird der *homo oeconomicus* schon seit langem nur in rein hypothetischer Weise angenommen). Wir wissen heute, daß Gewinn und Geldverdienen sehr oft bloß ein Symbol des Dranges nach Geltung oder nach schöpferischer Betätigung darstellen. Aber wie weit sind sie dazu noch brauchbar?

Die vielgelesene Neuyorker Wochenschrift «Collier's» brachte im Vorjahr einen Artikel unter dem Titel «Der reichste Mann auf dem Friedhof». Darin suchte der Verfasser zu zeigen, daß der typische Geschäftsmann heute meist ein Herzleiden hat; sich überarbeitet, weil er sich selbst kein Recht auf Lebensfreude zubilligt; daß er von Ängsten geplagt wird und nicht weiß, wie man ausspannt. Man könnte diesen Artikel so auslegen, daß er um Sympathie (und vielleicht eine hohe Entlohnung) für den unglücklichen Mann wirbt; aber es gibt eine Reihe von Anzeichen, daß dieser selbst die Segnungen des Gewinnstrebens in Frage zu stellen beginnt — besonders wenn es sich um Gewinn für die Aktionäre handelt und nicht für ihn selbst.

Er beginnt sich zu fragen, ob Glück und Geldverdienen identisch seien. Nach den New York Times vom 2. November 1949 hat die Franklin-Klinik in Philadelphia gefunden, daß zweitausend Geschäftsleute, die sie untersuchte, «ermüdet bis zum seelischen Zusammenbruch» waren, weil sie ihre Geschäftssorgen mit sich nach Hause nahmen, weil sie während der Mittagspause mehr redeten als aßen, weil sie sich keine richtigen Ferien gönnten, da sie sich für unentbehrlich hielten, weil sie keine Freizeitbeschäftigungen hatten, sondern, statt dessen, einmal in der Woche einen anstrengenden Sport betrieben, und weil sie weder in der Arbeit noch in der Erholung eine Mäßigung kannten oder ausübten.

Die prunkvoll ausgestattete Monatschrift «Fortune», die sich vor allem an den führenden, erfolgreichen Geschäftsmann wendet, hat in den letzten Jahren öfters bestritten, daß er ein Profitautomat sei, hauptsächlich wohl um Sympathien für ihn zu werben. In ihrer Ausgabe für Dezember 1949 war ein Artikel «The Moral History of U. S. Business» (Die Moralgeschichte der

amerikanischen Geschäftswelt), in dem gezeigt wurde, wie sechs Generationen ihren Geschäftserfolg mit moralischen Zielen zu harmonisieren suchten — und wie schwer ihnen dies fiel.

Warum arbeitet man?

Ob es dem Geschäftsmann zu dämmern beginnt, daß Geldgewinn ein beinahe zufälliger Maßstab persönlichen Erfolges und sozialer Geltung darstellt, der vielleicht durch andere Maßstäbe ersetzbar ist, muß sich noch zeigen. Die bereits erwähnte Zeitschrift «Fortune» kommt in ihrer Ausgabe für April 1948 zum Ergebnis, daß «Geld nicht mehr einen entscheidenden Antrieb darstellt, um den Chef zu einer guten Tagesarbeit zu veranlassen. Heute sind die Führer der Geschäftswelt in dem verwirrten Prozeß begriffen, das für sich zu entdecken, was die Experimentalpsychologen seit langem wissen: Geld ist nicht alles . . . Der Geschäftsmann ist heute kein freier Mensch, sondern ein gefesselter. Er ist gefesselt durch sein Pflichtgefühl gegenüber seiner Arbeit und durch Loyalität gegenüber seinen Mitarbeitern. Aber er liegt auch in den Fesseln seiner eigenen Unsicherheitsgefühle, denn merkwürdigerweise ist er eines der verwundbarsten Geschöpfe in der Aktienmenagerie. Was er heutzutage wirklich haben möchte (ebenso wie seine Angestellten) ist «1. Anerkennung seiner Leistung, 2. Würde der Stellung, 3. Autonomie der Geschäftsführung, 4. Belohnung durch Freizeit. Geld wurde hier überhaupt nicht erwähnt.»

Soll man also vielleicht schließen, daß der Geschäftsmann den Arbeiter, ja den Arbeitslosen beneiden sollte? Nichts wäre absurder als diese Folgerung. Es gibt nunmehr eine lange Reihe von Untersuchungen über den zerstörenden Einfluß wirtschaftlicher Unsicherheit — besonders der Arbeitslosigkeit — auf das psychische Gleichgewicht des Arbeitnehmers. Der Sozialpsychologe Muzaffer Sherif erklärt auf Grund ausgedehnter Forschungen: «Die psychologische Wirkung langer Arbeitslosigkeit schließt ein einen Zusammenbruch des Ichverhaltens, eine Verengung der Ichgrenzen und selbst ein Zusammenklappen der Ichform» (Outline of Social Psychology, New York 1948, Seite 263). Der Wirtschaftsgeschichtler Dixon Wecter beschreibt die Wirkungen der großen Krise auf das Familienleben wie folgt: «Überall schien die Spannung zwischen Vater und Sohn zu wachsen, wenn dieser nach einer Periode des Selbstverdienens zurückkam. Ein Vater, der Arbeit hatte, war meist bestrebt, seiner Autorität neue Geltung zu verschaffen, als ob der Junge nie auf eigenen Füßen gestanden hätte. In den Städten verschärfte das

Zusammenherden von Familien in kleinen Wohnungen zweifellos die Reizbarkeit und die allgemeine Stimmung der Entmutigung» (The Age of the Great Depression, New York 1947, Seite 29).

Anfang 1950 veröffentlichte die «Illinois Society for Mental Hygiene» einen Bericht von Dr. Joan Fleming über «Die Wirkungen der Arbeitslosigkeit auf Familie und Kind vom Standpunkt der seelischen Hygiene». Darin wurde darauf hingewiesen, daß Arbeitslosigkeit der seelischen Entwicklung eines Kindes dauernden Schaden zufügen kann, indem sie das Familienverhältnis zersetzt, Streitigkeiten hervorruft, die Haushaltsrolle von Vater und Mutter umkehrt und die wirtschaftliche Unzulänglichkeit des Vaters unterstreicht. Eine andere Art wirtschaftlicher Unsicherheit, die die Initiative und Leistungsfähigkeit eines Menschen untergräbt, ist das Wohnungselend. In einer Studie über «Sozialpsychologie des Wohnungswesens», die in dem Sammelband «Current Trends in Social Psychology» veröffentlicht wurde, wies Professor Robert K. Merton auf «soziale Krankheitserscheinungen» hin, die oft durch schlechte Wohnverhältnisse verursacht werden, namentlich den Mangel an einem richtigen Privatleben. Andere, wie Elton Mayo, haben auf die schockartige Wirkung technischer Neuerungen in einer allgemein unsicheren Wirtschaft hingewiesen.

Negativ gesehen, gibt es also reichlichen Anlaß zur Annahme, daß wirtschaftliche Unsicherheit den Arbeitsantrieb und auch den Drang nach wirtschaftlichem Fortschritt sehr behindert, zumindest wenn diese Unsicherheit ein gewisses bescheidenes Maß überschreitet. Wir können hier nur allgemein auf die zusätzlichen Gefahren für die politische und kulturelle Freiheit hinweisen, die sich aus einer Umformung sozial-ökonomischer Unsicherheit in ein Massenaufreten persönlicher Unsicherheit ergeben können — einer «Flucht aus der Freiheit», um Erich Fromms berühmten Ausdruck zu verwenden.

Unsicherheit und Wirtschaftsverfassung

Es soll jedoch vor einer ganzen Anzahl von Trugschlüssen oder voreiligen Verallgemeinerungen gewarnt werden. Erstens soll wirtschaftliche Unsicherheit nicht vielleicht als die einzige Quelle von Persönlichkeitsstörungen gedeutet werden; das wäre ein neuer Vulgärmaterialismus. Sie ist vielmehr bloß *eine* (allerdings sehr wichtige) Quelle solcher Störungen, besonders wo sie einen Massencharakter annehmen. Aber die Psychiater warnen mit Recht vor einem unkritischen Glauben, daß selbst in einer viel besseren Wirtschaftsordnung alle Neurosen einfach vom Erdboden verschwänden.

Zweitens kann man ohne weiteres die Wahrscheinlichkeit zugeben, daß ein begrenztes Ausmaß innerer Unsicherheit (deutlich unterstrichen von neurotischen Ängsten) die Entwicklung einer aktiven Persönlichkeit anregt und gesellschaftlich wertvoll sein kann; daß es also vor allem die wirtschaftlichen Massenursachen und Formen einer ganz bestimmten Art von Unsicherheit sind, die bekämpft werden sollten.

Drittens darf wirtschaftliche Sicherheit an sich, so wichtig sie ist, nicht als ein bedingungsloses Ideal ausgelegt werden. In einem Zuchthausstaat, der seinen Bürgern ein gesichertes Brot um den Preis ständiger Gedankenkontrolle und eines totalitären Parteimonopols bietet, entstehen neue Bedrohungen der Einzelpersönlichkeit, die die geschilderten Gefahren wirtschaftlicher Unsicherheit noch weit übertreffen. Es gibt also ein gewisses Optimum an wirtschaftlich-sozialer Sicherheit; wenn man es unterschreitet, dann ergeben sich die früher geschilderten Störungsquellen; wenn man es überschreitet, dann ertötet man die Antriebe einer aktiven, unabhängigen, verantwortungsbewußten Persönlichkeit.

Zusammenfassend ergeben sich folgende Schlüsse: 1. Die Reichweite des Gewinnantriebes ist heute auch in den privatwirtschaftlichen Ländern beträchtlich geringer, als man in der Vergangenheit meist annahm. 2. Die «menschliche Natur» hat recht wenige Grundzüge dauernden Charakters, die keinen kulturell-geschichtlichen Wandlungen unterworfen sind, und es besteht kein Anlaß, diese wenigen Grundzüge denen eines Profitautomaten gleichzusetzen. 3. Soweit Gewinnantriebe gesellschaftlich wertvoll sein können, kann man sie in einer Wirtschaftsverfassung mit größerer Sicherheit zumindest ebensogut erhalten wie in der von Krisen und Arbeitslosigkeit geplagten Wirtschaft der Vergangenheit. 4. Wirtschaftliche Sicherheit, wenn sie mit politischer und persönlicher Freiheit verbunden ist, kann die Antriebe zu produktiver Arbeit erhöhen oder zumindest ihren periodischen Zusammenbruch verhüten; der Antrieb zu materieller Besserung kann dann auf dieser Grundlage angewandt werden an Stelle der alten Basis eines unbestimmten und oft zerstörenden Angstzustandes.